Vermischtes.

Die Auswanderung aus Deutschland ist von 171,000 im Jahre 1883 auf 21,000 im Jahre 1900 gefallen.

Von allen Ländern der Erde erfreut sich Japan des billigsten internen Postdienstes. Das einfache Briefporto durch das ganze Land beträgt 2 Sen, was nicht ganz einen Viertel Cent in amerikanischem Gelde ausmacht.

Eine neue Nordpolfahrt des Herzogs der Abbruzzen kündigt das in Rom erscheinende Blatt „Fanfulla" an. Der Herzog wird sich, so heißt es, im nächsten Monat nach England und Schweden begeben, um die Vorbereitungen für die neue Expedition, die im Jahre 1903 stattfinden soll, zu treffen.

In Canada haben die Städte einen Krieg gegen die Trusts eröffnet. Für den Anfang ist derselbe gegen den Kohlen-Trust gerichtet. Um den Bürgern billiges Heizmaterial zu beschaffen, wollen eine Anzahl Städte sich zusammenthun und Kohlenbergwerke aufkaufen. Die Kohlen sollen dann den Bürgern zum Selbstkohlenpreis geliefert werden.

Kein Zudrang zum Hungerberuf. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Weber in den schlesischen Kreisen Schweidnitz, Reichenbach und Waldenburg nur noch 4793. Im Jahre 1850 waren in den drei Kreisen 20,253 Weber. Die Weberbevölkerung hat sich innerhalb 50 Jahren in den drei Kreisen um 15,060 vermindert und zwar in den Kreisen Reichenbach um 8056, Schweidnitz um 2005 und Waldenburg um 4999.

Drei Amerikaner sind hinter der herrlichen Sommerresidenz der verstorbenen Königin Viktoria, dem „Osborne House", auf der Insel Wight, her; der Kupferkönig Clark von Montana, der Eisenbahnkönig Yerkes und Wm. Waldorf Astor. — Da die drei Geldbarone sich wohl gegenseitig nach Kräften überbieten werden, kann König Eduard eine gute Portion seiner Schulden bezahlen.

Zwei bis drei Liter Bierverbrauch am Tage macht den Menschen zum Trinker, denn die Wirkung des aufgenommenen Alkohols ist noch nicht vorüber, wenn neuer Alkohol dem Körper zugeführt wird. In Heidelberg und Bern sind Versuche über die Wirkung des Alkohols auf die Sicherheit und Schnelligkeit des Arbeitens angestellt. Die Ergebnisse beider Untersuchungen waren gleiche: unmittelbar nach dem Alkoholgenuß zeigte sich für ganz kurze Zeit eine Steigerung der Arbeitsfähigkeit, dann ein rascher Abfall und eine lähmende Nachwirkung von einer Dauer bis über 24 Stunden.

Nach der Veröffentlichung eines chinesischen Journals soll sich die Bevölkerungszahl Chinas gegenwärtig insgesammt auf 383,253,000 Seelen belaufen. Auf die Provinzen soll diese Zahl sich folgendermaßen vertheilen: Chili 17,937,000, Schantung 36,247,000, Shnasi 12,211,000, Honan 22,115,000, Kiangsu 20,905,000, Anhui 20,596,000, Kiangsi 24,534,000, Chehkiang 11,580,000, Fuhkien 22,190,000, Hupeh 22,190,000, Hunan 21,000,000, Shensi 8,432,000, Kansuh 9,285,000, Szechuan 67,712,000, Kwangtung 22,706,000, Kwangsi 5,151,000, Kweichou 7,669,000, Yunnan 11,721,000.

Die vom Dr. Robert Koch in Verbindung mit Professor Schulz von der Berliner Thierarzneischule gemachten Versuche betreffs der Unübertragbarkeit der menschlichen Tuberkulose auf das Rind, sollen, wie das Berliner Tageblatt mittheilt, durch eine besondere vom landwirthschaftlichen Ministerium eingesetzte Kommission nachgeprüft werden. Dieser Kommission gehört unter Anderen auch Rudolf Virchow an. Es steht somit zu erwarten, daß alsdann das gesammte Koch'sche Versuchsmaterial veröffentlicht und der kritischen Nachprüfung der Fachmänner zugänglich gemacht werden wird.

Der neulich gestorbene Reichskanzler von Hohenlohe kannte seine Deutschen. Als der Münchener Schriftsteller und Reisende Eugen Wolf den Fürsten Chlodwig letztes Jahr besuchte, äußerte Wolf die Ansicht, daß die Deutschen arbeitsfähiger, lebenslustiger, humorvoller sein würden, wenn sie reinen Wein zu billigen Preisen trinken könnten. Deshalb sollte der Wein zollfrei in's Land gelassen werden. Fürst Hohenlohe hörte ruhig zu und sagte dann kurz und drastisch: „Sie haben recht, ich stimme Ihnen bei. Wissen Sie, was geschehen würde, wenn alle Weine zollfrei bei uns eingingen? Die Deutschen würden zuerst den billigen Wein trinken und das Bier hinterher."

Der von deutschen und französischen Unternehmern projectirten Bagdadbahn wird durch die von Rußland geplante Verbindung bis zum Persischen Meerbusen ein rivalisirendes Unternehmen geschaffen werden. Man ist der Ansicht, daß dieses Project eher zur Ausführung gelangt als das deutsch-französische Unternehmen. Trifft diese Vermuthung zu, so würde die Rentabilität der Bagdadbahn jedenfalls leiden, denn aller Voraussicht nach wird ein großer Theil des Güterverkehrs auf der russischen Bahn dauernd Beförderung suchen, wodurch natürlich eine Schädigung des deutschen Unternehmens entstände.

In Rußland hält man die Zeit für gekommen, die Frage der Unterstellung der Mongolei unter russische Botmäßigkeit neuerdings anzuregen. Eine St. Petersburger Meldung besagt: „Nach Mittheilungen aus chinesischer Quelle mißt man am chinesischen Kaiserhofe der russenfreundlichen Bewegung in der Mongolei eine sehr ernste Bedeutung bei und ist geneigt, gefährliche Folgen derselben zu befürchten. In der Mongolei sind neuerdings besonders muhamedanische Emissäre eifrig thätig, deren Agitation von Rußland geleitet werde. In der ganzen Mongolei hege man die stille Hoffnung, unter russische Herrschaft zu kommen. Auf diese angeblich russenfreundliche Gesinnung der Bevölkerung der Mongolei hat übrigens Fürst Uchtomski schon im vorigen Winter hingewiesen."

Ein altes Wort sagt: „Vor den Eichen sollst Du weichen, Vor den Fichten sollst Du flüchten, Doch die Buchen sollst Du suchen." Fachleute behaupten nämlich, daß Eichen und Fichten den Blitz „anziehen", die Buchen aber nicht. Um diese Behauptung auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, wurde im Lippe'schen eine Statistik der Blitzschläge angelegt, welche folgende Resultate ergab: In Waldungen mit vielen Buchen (sieben Zehntel des ganzen Bestandes) trafen 56 Blitzschläge Eichen, 24 Tannen und Fichten, kein einziger Buchen! Man nimmt an, daß die mit feinen Härchen besetzten Buchenblätter hier eine Rolle spielen. Man hat jedenfalls Grund, bei Gewittern den Schutz der Buchen zu suchen. Bei einzelstehenden Buchen dürfte freilich die Blitzgefahr größer sein; wenn man wählen kann, so flüchte man bei Gewittern von dem freien Felde und von einzelstehenden Bäumen weg in die dichteren Bestände.

(Monroe Journal.)

Der erste Fall, daß die Bestimmungen der Haager Konferenz in Anwendung kommen, ist soeben eingetreten und zwar sind die Parteien, welche ihren Streitfall dem Haager Schiedsgericht unterbreiteten, die Ver. Staaten und Rußland. Das Objekt, um welches es sich handelt, ist ein Schadenersatz-Anspruch, den unsere Regierung wegen unberechtigter Konfiskation von amerikanischen Schiffen, die dem Fange von Seehunden und Walfischen im Ochotskischen Meere oblagen, durch die russischen Behörden erhoben hat. Die russische Regierung bestritt, daß sie zu einem Schadenersatz verpflichtet sei, indem sie eine Jurisdiktion von fünf geographischen Meilen vom Strande geltend machte, während das Völkerrecht nur eine Jurisdiktion bis drei Meilen vom Strande zugesteht. Da noch andere Streitpunkte vorlagen, machte unsere Regierung den Vorschlag, den Fall dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, worauf Rußland, wenn auch nach langem Zögern und großem Widerstreben, eingegangen ist.

Vexirbild.

Wo mag nur der Holzhacker geblieben sein?

Wie die Thiere reden.

Von Theodor Hundhausen.

„....Und die Nachtigall sang so herrlich, daß dem Kaiser die Thränen in die Augen traten. Die Thränen liefen ihm über die Wangen hernieder, und da sang die Nachtigall noch schöner...." erzählt Andersen in seinem sinnigen Märchen von der Nachtigall und berichtet weiter, wie die Nachtigall später am Fenster neben dem Bette des todtkranken Kaisers saß und dem Kaiser Gesundheit und Lebensfreudigkeit in's Herz, dem Tode aber, der sich schon an das Lager des Fürsten gesetzt hatte, eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Friedhofe in den Sinn sang. Vor unserem Fenster im Busche singt auch eine Nachtigall in schmelzenden Tönen, und wir lauschen ihrem Gesang. Wenn sie aufhört, dann vernehmen wir vielleicht im Getäfel des Zimmers ein leises, monotones Klopfen, von dem der Aberglaube behauptet, es künde den Tod eines Menschen an. Der Volksmund hat deshalb den Käfer, der dieses pochende Geräusch verursacht, „Todtenuhr" genannt. In Wahrheit denkt dieser, im Holze lebende, zur Gattung der Anobien oder Klopfkäfer gehörende Käfer nicht an den Tod, sondern an seines Lebens Mai. Dies tickende Pochen, das die Thiere durch Aufschlagen ihres Oberkiefers auf einen hölzernen Gegenstand hervorrufen, ist das Liebeslied, mit dem sie die männlichen und weiblichen Klopfkäfer anlocken. Sie haben keinen anderen Laut, darum pochen sie mit ihrem Kiefer an das Holz, und wenn es ein anderer Käfer im Holze hört, dann mag sein Herz so sehnsuchtsvoll schwellen, wie bei der Liebsten Gruß.

Vielleicht sitzt im Gemäuer hinter unserem Ofen ein Heimchen und zirpt. Es singt nicht wie der Vogel, noch klopft es mit einem Körpertheile an einen Gegenstand, sondern es reibt, wie ihre ländliche Schwester die Grille und wie die Grabheuschrecke, die Flügel an einander. Die Flügel besitzen zu diesem Zwecke eine bestimmte Ader, und wenn das Heimchen die eine Ader mit der anderen reibt, „angeigt", wie man sagt, dann ertönt das Zirpen.

Derartgie zum Zirpen, Schwirren oder Schnarren bestimmte Organe, die man nach dem lateinischen Worte stridulus, d. h. schwirrend, Stridulations-Apparate nennt, sind unter den Insekten sehr verbreitet und finden sich auch bei einzelnen Krebsen und wenigen Wirbelthieren. Die Formen der Stridulations-Apparate und ihre Stellungen am Körper sind recht mannigfach. Das Zirpen der Feldheuschrecken entsteht dadurch, daß die Thiere mit einer feinbezahnten Ader oder „Schrillleiste" an der Innenseite der Hinterschenkel gegen eine erhabene Ader der Flügeldecke angeigen und dadurch die Flügeldecke in tönende Schwingungen versetzen. Die Laubheuschrecken besitzen auf ihrem rechten hinteren Flügeltheile eine glashelle, rundliche, in einem verdickten Ring eingespannte Membran, die sie mit einer quergerillten Leiste auf der unteren Seite des linken Flügels zum Tönen bringen.

Von den Käfern zirpen die Uferkäfer durch Reiben der gezahnten Leiste des vorletzten Hinterleibsringes gegen eine Ader der Flügeldecke, die Schaufelkäfer durch Bewegen der harten Seitenränder des Hinterleibes in einer fein quergerieften Rinne am Außenrande der Flügeldecken. Der zur Gattung der Schwimmkäfer gehörende Pelobius bringt einen pfeifenden Ton hervor, indem er den Hinterleib gegen die Reibleiste der Flügeldecken bewegt und gleichzeitig die gerieften Randadern der Flügel gegen die scharfen Kanten der Flügeldecken reibt. Die Mondhornkäfer, die sich gern in frischem Kuhdünger aufhalten, schnarren durch Reibung der Flügeldecken über zwei Reibleisten am letzten Hinterleibsringe, und die Mistkäfer durch rasches Behegen der gerillten Reibleisten an den Hüftgliedern der Hinterbeine über den scharfen Hinterrand ihres dritten Hinterleibsringes. Unter den Spinnen vermögen die Wildspinnen mit einem Stridulations-Apparate am Hinterrande der Kopfbrust und am Vorderrande des Hinterleibes einen schwirrenden Laut erschallen zu lassen.

Aus der Familie der Panzerkrebse erzeugen die Langusten durch Reiben des untersten beweglichen Gliedes der äußeren Fühler einen knarrenden Ton, während mehrere Krabbenarten aus der Gattung Ocypoda sich durch ein raspelndes Geräusch bemerkbar machen, das durch das Reiben einer quergerillten Leiste am vorletzten Gliede des rechten Scheerenbeines über eine scharfe Leiste am zweiten Gliede desselben Beines entsteht.

Unter den Wirbelthieren sind die Stridulationslaute selten. Sieht man von dem raspelnden Geräusch ab, das bei den Bewegungen der Klapperschlange durch die knöchernen Hohlkegel an ihrer Schwanzspitze hörbar wird, so bleiben nur die unbedeutenden Stridulationslaute aus der Fischwelt übrig. Sie werden dadurch hervorgerufen, daß sich Kinndeckel, Kiefer oder Schlundknochen in ihren Gelenken oder über benachbarte Hartheile knarrend hinweg bewegen, oder daß wie beim Sonnenfisch die Zähne an einander knirschen.

Ganz anderer Natur sind die knurrenden Töne, die bei einigen Fischen aus den Gattungen der See-Skorpione und Knurrhähne bekannt geworden sind. Es sind dies Muskellaute, und zwar ziehen die Thiere mit krampfartiger Schnelligkeit Muskelpartien zusammen, die dadurch in Schwingungen gerathen. Die von diesen Schwingungen erzeugten Töne werden durch die Resonanz der umgebenden Körperhohlräume verstärkt und hörbar gemacht. Ob sich der Fisch dabei innerhalb oder außerhalb des Wassers befindet, ist für den Ton gleichgiltig.

Zu den Thierlauten ist auch der hörbare Knall zu rechnen, mit dem die Bombardierkäfer in gereizter und geängstigter Stimmung ihren Verfolgern aus ihrem am Hinterleibe befindlichen Drüsen-Apparate einen unangenehm riechenden, ätzenden Saft entgegenspritzen. Fraglich bleibt es freilich, ob dieser Knall eine beabsichtigte Tonäußerung ist, oder nicht vielmehr eine unfreiwillige Begleiterscheinung der gewollten plötzlichen Entleerung der Saftdrüse.

Laute als Begleiterscheinungen sind auch die zahlreichen summenden und schwirrenden Geräusche, die von geflügelten Thieren durch die rasche Bewegung der Flügel erzeugt werden. Besonders deutlich tönen diese Geräusche beim Summen von Fliegen, Mücken und Bienen. Auch das Schnarren der fliegenden Wanderheuschrecken entsteht durch die schnelle Flugbewegung. Neben den Geräuschen in Folge der Schwingbewegung der Flügel können sich bei einigen Insekten auch Töne durch Reibungen der bewegten Flügeltheile bilden. So wird das knisternde Geräusch beim Fluge der Waffenfliege durch die Flügelwurzelgelenke, das Klappern der fliegenden Schnarrschrecke durch Reiben der Flügel an den Flügeldecken verursacht.

Bei Fliegen, Mücken und Bienen ist indessen die Flügelschwingung nicht die wichtigste Ursache der Lautäußerung, sondern diese Thiere besitzen außerdem wie die höherorganisirten Wirbethiere eine Stimme, d. h. Töne, die durch Athmungsluft entstehen und zwar in den meisten Fällen durch Vorüberbewegung der Luft an schwingungsfähigen Organen, die man Stimmbänder nennt. Stimmbandlos sind u. A. einige geschwänzte Amphibien und einige Reptilien. Diese bringen einen zischenden Stimmlaut hervor, indem sie die Athmungsluft im Schlunde rasch an den Rändern der sehr verengten Kehlkopföffnung vorbeistreichen lassen.

Man wird bei Stimmbildung natürlich nicht immer an Mund und Kehlkopf denken dürfen, sondern hat im Auge zu behalten, daß die Stimmorgane von den verschiedenen Athmungseinrichtungen abhängig sind und sich ihnen deshalb anpassen müssen. Man kann zwar im Zweifel sein, ob die darmathmenden Schlammpeitzgerfische, die zum Athmen Luftblasen verschlucken, denen sie dann im Darme den Sauerstoff entziehen, eine Stimme haben, weil sie die Athmungsluft mit einem kollernden Geräusche auszustoßen vermögen; dagegen hat ein Theil dieser Insekten aus den Ordnungen der Hautflügler und Zweiflügler eine Stimme, auch wenn die Stimmorgane auf den ersten Blick sonderbar am Körper sitzen. So setzt sich z. B. der scharfpfeifende Ton der fliegenden Stechmücke aus dem tiefen Flügelschwirren und der höheren Stimme zusammen.

Insekten athmen nicht mit Lungen, sondern mit sogenannten Tracheen. Dies sind luftführende Röhren, die sich im Körper in feine Aeste theilen und in ihrem Verlaufe die Organe des Thieres berühren. Sie stehen mit der Luft durch besondere, Stigmen genannte Oeffnungen in Verbindung, die sich in verschiedener Anzahl an den beiden Körperseiten befinden. Bei den stimmbesitzenden Insekten sind die Stimmorgane, Stimmbänder, an diesen Stigmen, den Oeffungen der Tracheen oder Luftröhren angebracht. Die Form der Stimmorgane ist bei den verschiedenen Arten der Insekten verschieden. Bei den Fliegen liegt z. B. unter dem Stigma eine Tracheenblase, die sogenannte „Brummhöhle". In diese ragen die Stimmbänder frei hinein und werden beim Athmen durch die ausströmende, vorbeistreichende Luft in summende Schwingungen versetzt. Das Brummen der Hummeln entsteht durch Vibration der Stimmbänder an den Stigmen. Die Stimmtöne dieser Insekten liegen höher als die durch den schnellen Flügelschlag hervorgerufenen Laute.

Unter den Reptilien verfügen nur die Krokodile, die Chamäleonten und die Geckos, die nach ihrem wie „geck" klingenden Stimmlaute genannt sind, über einen mit Stimmbändern versehenen Kehlkopf, während von den Amphibien die Froschlurche gut entwickelte Stimmbänder haben und davon auch reichlich Gebrauch machen. Bei den Männchen der Froschlurche ward das unmelodische Gequake durch die Resonanz der Kehlsäcke verstärkt.

Zur vollen Entfaltung gelangt die thierische Stimme bei den Säugethieren und Vögeln. Bei beiden wird sie auch für unsere Sinne modulationsfähig und vermag verschiedene Seelenzustände: Angst, Freude, Hunger und Verlangen, Wohlwollen, Zorn und Haß auszudrücken. In der Anordnung der Stimm-Apparate besteht aber zwischen Säugethieren und Vögeln ein Unterschied. Bei den Säugethieren sitzen die Stimmbänder oben im Kehlkopf, bei den Vögeln hingegen nicht, sondern der untere Bezirk der Luftröhre, wo sich diese in beiden Bronchien theilt, ist in eigenartiger Weise zu einem unteren Kehlkopf ausgebildet, der das Stimmorgan enthält. Dieses besteht in der Hauptsache aus inneren Faltenbildungen, die zu Stimmbändern werden, und aus Muskeln, die die Stimmritze verengern und erweitern können. Strauße, Störche und einige Reiherarten besitzen keinen oder doch nur einen kümmerlich entwickelten unteren Kehlkopf und damit keine oder nur eine schwache Stimme. Haben auch viele Vögel unbedeutende oder unschöne krächzende, kreischende oder schmetternde Stimmen, so sind doch viele vollendete Sänger, und die Nachtigall, die in Andersens Märchen den kranken Kaiser gesund sang, ist nicht der einzige Vogel, dessen Stimme einen Widerhall im Gefühlsleben des Menschen findet. Dagegen ist keiner Säugethier-Gattung eine melodische Stimme eigen, sondern die Mehrzahl besitzt geradezu unschöne Stimmlaute, mit denen freilich viele der geistig hochstehenden Thiere ihre Stimmungen vortrefflich ausdrücken können.

Eine Sprache, d. h. eine Stimme, deren Vokallaute und Konsonantengeräusche sich mit Hilfe der Zunge und der Lippen zu Silben, Worten und Sätzen zusammenfügen, ist nur dem Menschen verliehen. Und doch! Wenn ein Vogel singt, und ein anderer antwortet; wenn eine Katze miaut oder ein Hund bellt, und die anderen miauend oder bellend einfallen, wenn ein Heimchen zirpt, eine Biene summt und ein Klopfkäfer an das Holz pocht und andere durch Zirpen, Summen und Pochen ankünden, daß sie es gehört haben, dann thun sie für sich das, was wir Menschen mit dem Sprechen thun. Sie drücken ihre Gefühle und ihr Begehren aus, und ihre Gattungs-Genossen verstehen, was sie in ihrer Sprache reden, und sie antworten.

Wie es in der „fröhlichen" Pariser Boheme in Wirklichkeit zugeht.

Die „fröhliche" Boheme existirt nicht! Alle die schönen Bilder, die dieses seltsame und ein wenig geheimnißvolle Wort in den Köpfen der Jugend heraufbeschwört, entsprechen nicht der Wirklichkeit. Es ist kaum zu erklären, wie Henri Murgers „Scenen aus dem Bohemeleben", dieses mittelmäßige und unwahre Buch, einen so großen Einfluß gewinnen konnte .... In diesen Sätzen gipfelt ein sehr interessanter Aufsatz, den Jean Carrere im „Matin" veröffentlicht. „Wieviel arme junge Leute", schreibt er, „sind im Elend gestorben oder völlig entartet, weil sie auf die lügnerische Stimme der angeblichen Phantasten gehört haben. Es gab noch in diesen letzten zehn Jahren Künstler, die aus freiem Willen ein Bohemeleben führten. Ich habe einen von ihnen gekannt, Rene de B . . ., der, wenn er die verwegenen Erfindungen, mit deren Hülfe er seinen schwankenden Credit stützte, niedergeschrieben oder zu einem Stücke verarbeitet hätte, seinen Lebensunterhalt sehr gut bei einem Verleger oder Theaterdirector verdient hätte.

Eins Tages verfiel er auf einen wahrhaft genialen Trick. Auf Briefbogen, denen der Titelkopf einer jungen Revue aufgedruckt war, schrieb er an die Assistenzärzte aller Hospitäler, daß er einen großen Roman über das moderne Elend beende, und daß er glücklich sein würde, einige Tage unter den Kranken und Medizinern verweilen zu können. Man kennt die Höflichkeit und Gastfreundlichkeit der Assistenzärzte. Ueberall wurde er eingeladen, so lange zu bleiben, wie er wollte, und man bot ihm Tisch und Nachtlager an. So zog er denn mit seinem Appetit und seiner Geschwätzigkeit von Hospital zu Hospital. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen, daß ihn nach Ablauf eines Jahres, als das ganze Quartier-Latin ihn schon aus den Augen verloren hatte, ein Student, der ihn kannte, eines Tages in Villejuif wiederfand, als er in der Mitte einer Tafel das große Wort führte, dick, frisch und rosig aussah und von chirurgischen Operationen mit der Sicherheit eines alten Praktikers sprach. Der unerschütterliche Bohemier sollte auch im Hospital enden. Eines Morgens fand man ihn in seiner Mansarde, von Hunger erschöpft, nachdem er seine letzten Kleider verkauft hatte. Man schaffte ihn zum Hospital, wo man vergebens ihn wieder zu Kräften zu bringen versuchte. Er war dabei weder ein Bösewicht, noch ein Dummkopf. Sein Unglück war gewesen, daß er ganz jung eine ziemlich originelle Novelle veröffentlicht hatte, auf die ein großes literarisches Blatt hingewiesen hatte. Dieser vorzeitige Erfolg verdarb ihn. Sicher, sich Ruhm zu erwerben, wollte er den Gesetzen des Lebens trotzen. Das Leben rächte sich. Aber noch in seinem Nachlaß fand man ein paar flüchtig hingeworfene Seiten, auf denen der Titel prangte: „Memoiren des letzten Bohemien". Sie begannen mit einem Loblied auf Murger und der Vertheidigung der Fröhlichkeit . . Es hat Opfer gegeben, die noch bedauernswerther waren und deren Verlust für die französische Kunst schmerzlicher gewesen ist.

Nathan Rothschild's Trick gegen den Krach der Londoner Börse.

Angesichts der Leipziger Katastrophe erinnert das Berliner Tgbl. an eine der vielen Anekdoten, die über Nathan Rothschild, den Gründer des Londoner Hauses, in Umlauf sind, und von zeitgemäßem Interesse sein dürfte. Im Jahre 1825 wurde die Londoner Börse von einer finanziellen Krisis heimgesucht, die so ernst war, daß sich die Regierung einzuschreiten entschloß. Der Herzog von Wellington ließ eines Tages Nathan Rothschild zu sich bitten, um mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. „Was kann geschehen, um der in der City herrschenden Panik Einhalt zu thun?" fragte der Herzog. „Man braucht nur Cole hinunterzuschicken", lautete die lakonische Antwort des großen Bankiers. „Kohle!" rief der Herzog erstaunt aus. „Was meinen Sie damit?" „Ich meine den Börsenmakler Cole", entgegnete Rothschild, „der soll im Auftrage der Regierung eine halbe Million Staatsschuldscheine (Exchequer Bills) aufkaufen, und das wird die Leute wieder zur Vernunft bringen". Der Rath wurde befolgt und hatte den gewünschten Erfolg. — Ein anderes Mal waren böse Gerüchte über das damals sehr bekannte Bankhaus Masterman im Umlauf, und es fand auf die Cassen dieser Bank ein Run statt. Auch Rothschild wurde es nahegelegt, sein Guthaben von dort zurückzuziehen. Scheinbar befolgte auch Nathan Rothschild diesen Rath, denn unverzüglich begab er sich in das Bureau der Bank. Die Schalter der Cassen waren von einer erregten Menge umlagert, die nicht schnell genug ihr Geld zurückerhalten konnte. Ehrerbietig und voll banger Erwartung machte man Rothschild Platz. Gelassen holte dieser aus der Tasche seines Ueberrockes ein umfangreiches Packet hervor und überreichte es dem Bankbeamten mit den laut gesprochenen Worten: „Hierin sind 200,000 Pfund in Staatspapieren. Ich bitte sie nachzuzählen und meinem Conto gutzuschreiben". Das rettete die Bank. — Von ihm rührt auch der Ausspruch her: „Oft habe ich meinen Söhnen gesagt, daß es viel Kühnheit erfordert, ein großes Vermögen zu erwerben; um es aber zu behalten, ist unendlich mehr Verstand nothwendig".

„Ein Jahrhundert des Glases" von einem Franzosen prophezeit.

Eine eigenartige Prophezeiung macht der frühere Director der großen französischen Glasfabrik in St. Gobain, Jules Henrivau. Er sieht in dem kommenden Jahrhundert ein „Jahrhundert des Glases" voraus. Er behauptet natürlich nicht, daß wir gläserne Kanonen oder gläserne Kriegsschiffe haben werden, aber er hält das Glas für das beste Baumaterial, besonders für Wohnhäuser. Den wichtigsten Grund für seine Idee sieht er in dem unerschöpflichen Vorrath der Stoffe, aus denen das Glas gemacht ist, in seiner Anwendbarkeit auf alle Formen, in seiner Dauerhaftigkeit und seiner Reinlichkeit. Glas kann geformt, gefärbt und in einem Umfang verziert werden wie kein anderer Stoff. Das Glas kann in sechs Arten behandelt werden. Es kann zu Fensterscheiben, Pflastersteinen, Füllungen u. s. w. gegossen, zu Gesimsen, Schieferplatten, Wanddecorationen und sogar Statuen geformt werden. Es kann zu Flaschen, Gläsern, Vasen und allen unter dem Namen „Glassachen" bekannten Geräthen geblasen werden. Es kann zu Crystallen, Linsen, Prismen und anderen Kunstgegenständen geblasen und geschliffen werden. Es kann in die feinsten Fäden gezogen werden. Es kann zu Röhren, Körben und Kleiderstoffen verarbeitet werden. Es kann zu Mosaiken und Emaillen verwandelt und zur Nachahmung der meisten Edelsteine verwandt werden. — Ein Glashaus nach den Ideen Henrivaux würde Fundament und Wände aus dem vor Kurzen erfundenen „Steinglas" haben, das einen dreimal so großen Widerstand als Granit leistet. Es ist gegen Hitze und Kälte weniger empfindlich als Stahl, nutzt sich bei Reibungen weniger als Porphyr ab und widersteht außerordentlich viel stärkeren Hammerschlägen als Bruchmarmor. Die Glaswände würden durch Winkeleisen zusammengehalten; ein hohler Raum würde bleiben, durch den Glasröhren für heiße Luft, heißes und kaltes Wasser, Gas, electrische Drähte und Abzugsrohre geführt werden könnten. Auch die Treppen und Geländer, Decken, Wanddecorationen, Kamine und Herde wären aus Glas. Das Glas kann undurchsichtig oder mit leuchtenden Farben gefärbt, golden und silbern, oder in Prismen und Crystallen mit Facetten wie Diamanten angefertigt werden, meint Henrivaux. Stühle und Tische würden aus verglastem Material, das dieselbe Stärke wie Eichen oder Mahagoni hat, hergestellt. Kochgeräthe, Schüsseln, Tassen, sogar Messer und Gabeln würden aus Glas gemacht werden. Das neue Glashaus wird vollkommen sauber und thatsächlich unzerstörbar sein. Es kann von oben bis unten gewaschen werden, ohne daß Feuchtigkeit zurückbleibt, es hat keinen Staub und Spinngewebe können sich nicht festsetzen. Man hat bereits angefangen, die Pariser Straßen mit Glas zu pflastern; die unzerstörbare Masse hält ausgezeichnet und macht keinen Staub, ist deshalb leicht zu reinigen. Auch die damit verbundene Zunahme des Lärms könnte nach und nach überwunden werden. Das ganz aus Glas gebaute „Palais Lumineur" der Pariser Ausstellung war in gewissem Maße die Verwirklichung von Henrivaux' Ideal. Auch die geringen Kosten dieses Materials kommen sehr in Betracht; kurz, schließt Henrivaux, die Tage der Ziegelsteine und Schieferplatten sind gezählt.

Enthusiastische Befürworter der drahtlosen Telegraphie behaupten, es sei möglich, drahtlose Depeschen zwischen San Francisco und Honolulu zu wechseln, und machen sich verbindlich, den Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung zu liefern, wenn ihnen ein 1200 Fuß hoher Pfahl an der Küste von Californien errichtet wird. Unter dieser Bedingung riskiren sie jedenfalls nicht sehr bald beim Worte genommen zu werden.

* * *

Die Gesandten in China haben offenbar das „perpetuum mobile" erfunden. Als solches wenigstens stellt sich die chinesische Frage dar. Wenn man glaubt, daß Alles glücklich beendet ist, stellt sich ein neues Hinderniß ein und die Diskussionen müssen von Neuem aufgenommen werden.

* * *

Klassisches Zeugniß. Bereits Goethe hat sich über Automobile geärgert: Das drängt und stößt, das rutscht und klappert! — Das zischt und quirlt, das zieht und plappert, — Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt! — Ein wahres Hexenelement! (Faust, 1. Theil, Walpurgisnacht.)

* * *

Wenn an Moskitos überhaupt etwas schätzenswerth ist, so ist es, daß sie sich durch abfällige Kritik an der Ausübung ihrer Thätigkeit nicht beirren lassen.

* * *

Aguinaldo hat einen Nachfolger gefunden, der dessen Stelle als Diktator der philippinischen Republik übernommen hat. Wieder ein „Job" für General Funston.